



# K l e m e n s.

Ein katholisches Wochenblatt.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis jährlich 3 Rubel mit Uebersendung. Ist zu bestellen nach folgender Adresse: Саратовъ, католическая семинарія, I. Крушинскому, oder Саратовъ, Типо-Литографія Г. Х. Шельгорнь и К<sup>o</sup>. д. Тилло, противъ театра.

I. Jahrgang.

Mittwoch, den 28. Januar 1898.

№ 18.

## Diözesanverordnungen.

An das römisch-katholische Konsistorium in Saratow.

Wir teilen dem Konsistorium mit, das der Vikar der Saratower Pfarrkirche P. Laurentius Wolf gemäß seiner Bitte infolge klimatischer Verhältnisse von Uns genannten Amtes enthoben und als Vikar an der Pfarrkirche zu Kostheim, Dekanat Jekaterinoslaw, ernannt ist, und daß der Neopresbyter P. Raphael Lorau von Uns als Vikar an der Saratower Pfarrkirche an- gestellt ist.

21. Januar 1898.

+ Bischof Antonius Zerr.

Der „Klemens“ kann nur noch von Neujahr an bestellt werden. Der Betrag ist 2 R. 50 K.

# Unsere erste Pflicht.<sup>1)</sup>

(Schluß)

**S**odann sollen wir Gott lieben. Wenn wir aber sagen, wir müssen Gott lieben, so soll das nicht bloß heißen, wir müssen Gott anbeten, ihn lobpreisen, Werke der Frömmigkeit verrichten, sondern wir haben seinen Gesetzen gegenüber vollkommenen Gehorsam zu leisten und uns den Anordnungen seiner Vorkehrung zu unterwerfen. Die unendliche Vollkommenheiten Gottes verlangen, daß wir ihn als das höchste Wesen Himmels und der Erde lieben und verehren. Er ist es, der das große Weltall, Himmel und Erde, durch seinen allmächtigen Willen aus nichts ins Dasein gerufen hat. „Du hast alle Dinge erschaffen, und durch deinen Willen wurden sie.“ (Offenb. 4, 11.) Leib und Seele, ja alles, was wir haben, hat er uns gegeben. Er erhält und regiert alles Erschaffene. „Gott hat den Kleinen wie den Großen gemacht und sorget auf gleiche Weise für alle.“ (Weish. 6, 8.) Daher erkennen auch alle Geschöpfe, jedes in seiner Art, Gott als ihren höchsten Herrn an. „Jubelt Gott, alle Lande! dienet Gott dem Herrn mit Freuden; kommet vor sein Angesicht mit Jubel! Wisset, daß der Herr, Er, Gott ist! Er hat uns gemacht, und nicht wir uns selbst; wir sind sein Volk und die Schafe seiner

Weide.“ (Ps. 99, 2. 3.) Die ganze leblose Schöpfung wird von der hl. Schrift aufgefordert, Gott zu preisen, und da wäre es wohl möglich, daß der mit Vernunft begabte Mensch sich weigern könnte, seinen höchsten Herrn zu lieben und zu verehren? Was ist wohl die Schönheit aller Geschöpfe, mit der seinigen verglichen? Die hl. Schrift sagt: „Wie ein Stäubchen in der Wage, also ist der Erdfreis vor Dir, wie ein Tropfen des Morgentau's, der auf die Erde herabfällt.“ (Weish. 11, 23.) Seine Schönheit allein überschüttet uns mit einer unaussprechlichen Freude und Glückseligkeit. Überdies hat uns dieser an sich so unendlich liebenswürdige Gott noch mit unzähligen Gütern überhäuft. Blicke ich den Himmel an, so kann ich sagen, er hat ihn für mich erschaffen, betrachte ich die Erde, zähle ich die verschiedenen Arten von Geschöpfen, Pflanzen und Tieren — sie sind da für mich; zur Verherrlichung Gottes soll ich sie gebrauchen. Ja der Himmel, die Erde, die Menschen, die Tiere und Pflanzen — mit einem Worte alles, was da ist, jagt uns, daß Gott uns liebt und alles für uns gethan hat. Wer könnte sich da noch sträuben, so einen gütigen Gott zu lieben? Die Seele müßte blind, das Herz härter als Stein sein, wenn es sich da nicht zur Liebe hingerissen fühlte. Obgleich nun Gott uns so viele Gutthaten erwiesen hat

<sup>1)</sup> Aus Versehen kam der für das Fest „Mariä Reinigung“ bestimmte Leitartikel in dieser Nummer nicht zum Abdrucke. Er wird nächstens folgen.

N<sup>o</sup> 18.

so haben wir dadurch seine Gewalt und seine Schätze noch nicht erschöpft. Was wir haben, können wir verlieren. Heute sind wir gesund, morgen können wir krank sein. In diesem Jahre hat uns Gott bewahrt vor allem Unglücke, im folgenden bedürfen wir ebenfalls seines Schutzes! Alle diese Güter, diese Hilfsmittel sind in seinen Händen. Wenn er auch unsere Gefahren und Bedürfnisse kennt, so läßt er uns nach seiner Weisheit und Gerechtigkeit die Hilfe auf unser Gebet angedeihen, damit wir unsere Schwachheit, unser Unvermögen und Elend einsehen, öfters an ihn denken und uns bestreben, mehrerer Wohlthaten uns würdig zu machen. Welche Liebe, welche Güte Gottes gegen uns! Unsere Bitten erfreuen ihn, und er belohnt uns sogar dafür. Deshalb muß diese Liebe zu Gott auch eine dankbare sein, eine dankbare vor allem dadurch, daß wir alle uns verliehenen Güter nur dem Willen Gottes gemäß gebrauchen, um ihm dadurch treu zu dienen. Christus der Herr sprach zum Versucher in der Wüste: „Reiche von mir, Satan, denn es steht geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen.“ (Matth. 4, 10) Ja wir müssen Gott dienen, weil er unser höchster Herr ist. Durchwandern wir den ganzen Erdkreis. Wo immer wir ein Volk finden, mag es auch roh und ungebildet sein, überall nehmen wir wahr, daß die Natur ihm die Neigung ins Herz geprägt hat, seinen Herrn, seinen Obersten zu ehren und ihm zu dienen; selbst dann, wenn dieser Oberste keine besonderen

guten Eigenschaften an sich aufzuweisen hat. Er ist Fürst, er ist der Herr, und das genügt, um auf das erste Zeichen seines Willens bereit zu sein. Und wenn jemand sich erfrechen sollte, diesen Dienst zu verweigern, oder gar seinen Herrn zu beleidigen, der wird der Verachtung preisgegeben und hat nach der Ansicht aller die härtesten Strafe verdient. So strenge wird schon der Dienst dem irdischen Herrn gegenüber aufgefaßt. Gott ist nun unser höchster himmlischer Herr. Wie treu müssen wir ihm deshalb dienen! Er ist eigentlich unser alleiniger Herr. Er kann sagen: die Menschen sind mein, sie sind da zu meinem Dienste, sie befördern meine Zwecke, aber auch wir gehören ihm ganz zu, nicht nur, weil er über uns herrschen und gebieten kann nach seinem Wohlgefallen, sondern weil wir ihm untergeben sind, weil er unser Schöpfer ist, der uns das Dasein verlieh, weil er unser Erlöser ist, der uns mit seinem Blute erkaufte hat, weil er unser Erhalter ist, ohne den wir nicht imstande wären, auch nur einen Augenblick fortzuleben. Wie hilflos ist doch ein junges Kind! Es kann sich auch nicht im geringsten aushelfen. Keinen Schritt kann es gehen, Hunger und Durst vermag es nicht zu stillen, der Hitze und der Kälte ist es ausgesetzt, wenn andere es nicht versorgen. Noch viel mehr hängen wir von Gott ab; noch viel mehr bedürfen wir seiner Fürsorge. Es steht in seiner Macht, mit uns zu machen, was er will. Er kann uns Gesundheit verleihen oder mit Krankheiten heimsuchen, mit zeitlichen Gütern im Überflusse versehen

oder in Armut darben lassen, mit Ehren uns überhäufen oder Demütigungen aller Art aussetzen. So ist also Gott unser höchster unumschränkter, mächtiger Herr. Dieser Gedanke allein muß uns anspornen, ihm die gebührende Ehrfurcht zu erweisen und in kindlicher Unterwerfung zu dienen. Allein wie oft geschieht das Gegenteil. Wie oft wird dieser höchste Herr verachtet und verlassen. Für einen ist es die Eitelkeit, für andere die Gewinnucht, wieder für andere ein niedriges Vergnügen, das sie bewegt, ihrem Herrn den Dienst aufzukünnen. Gott erteilte dem Moses und Aron den Befehl, zu Pharao zu gehen und ihm anzukündigen: „Das sagt der Herr Gott Israels: Laß mein Volk ziehen, damit es mir opfere in der Wüste.“ Stolz erwiederte der König aber: „Wer ist der Herr, daß ich seine Stimme hören soll und Israel ziehen lasse? Ich kenne den Herrn nicht und will Israel nicht ziehen lassen.“ (Ex. 5, 1.) Noch weiter geht der Hochmut vieler, indem sie es unterlassen, auf die Stimme des Herrn zu horchen, da sie ihn doch kennen. Daher beklagt sich Gott auch durch den Mund des Propheten über diesen frechen Ungehorsam: „Du hast schon lange mein Joch gebrochen, meine Bande zerrissen und gesagt: Ich will nicht dienen.“ (Jerem. 2, 20.) Kann es etwas Schrecklicheres und Vermesseneres geben? Von dem

König Richard von England wird erzählt, daß er sich einst auf der Jagd im Walde so verirrt hatte, daß er keinen Ausweg mehr finden konnte. Da traf er ganz allein die Hütte eines Kohlenbrenners und entschloß sich, da zu übernachten. Der Kohlenbrenner war jedoch ein roher Mann, er nahm den Fremdling zwar auf, versetzte ihm aber schon beim Eintritte eine derbe Maulschelle. Der König schwieg. Nicht lange nachher, als der König in vollem Schmucke auf dem Throne saß, ließ er den Kohlenbrenner vorführen und sprach zu ihm: „Erkennst du mich jetzt?“ Der unglückliche Mann antwortete kein Wort, sondern fiel tot zur Erde nieder. Das war schrecklich, allein noch schrecklicher wird es sein, wenn der höchste Herr, Gott selber, von den Ungehorsamen darüber Rechenschaft verlangen wird, warum sie es verschmäht haben, ihm zu dienen. Das sind einige von den Pflichten, welche die Religion von dem Menschen fordert. Er soll streben nach der Erkenntnis Gottes, um ihn über alles zu lieben. Diese wahre Liebe wird sich dann äußern durch einen aufrichtigen, treuen Dienst. Dadurch wird dann jene lebendige Vereinigung zwischen Gott und dem Menschen bewerkstelligt, von der oben gesagt wurde, daß darin die Religion bestehe.

Hieronymus.



# Zwanzig Jahre.

(Hiezu in der Beilage das Bildnis Leo's XIII.)

Mit vorher empfundener Freude erwartet die katholische Welt den  $\frac{8.}{20}$  Februar. Es ist das der 20zigste Jahrestag der Erwählung unseres hl. Vaters, des Papstes Leo XIII. Von allen Päpsten sind nur elf, deren Pontifikat zwanzig Jahre oder darüber währte. Noch ein paar Tage und so wird sich diesen elfen der zwölfte hinzugesellen. Wer hätte dieses damals gedacht, als am  $\frac{8.}{20}$  Februar 1878 der Kardinal Joachim Pecci zum Papste gewählt wurde und als Leo XIII. den Stuhl Petri bestieg. War er doch schon ein Greis von beinahe 68 Jahren. Allein die göttliche Vorsehung hatte sich diesen greisen Kardinal ausersehen, um in seiner Person viele Jahre hindurch „ein Licht vom Himmel“ leuchten zu lassen. Bei der Wiederkehr des 20. Jahrestages seiner Erwählung sei es uns nun gestattet, im nachfolgenden kurz anzuführen, wie die Wahl stattgefunden hat.

Beim Hinscheiden des seligen Papstes Pius IX. am  $\frac{7. \text{ Februar}}{26. \text{ Januar}}$  1878 war der Kardinal Joachim Pecci Kammerlengo und hatte somit die Pflicht, für die Verwaltung der Kirche wie auch für die Vorbereitung des Konklave Anordnungen zu treffen. Er gab den Architekten Respignani und Martinucci den Auftrag, sofort die hinreichende Anzahl von Werkleuten und

alle Materialien bereit zu stellen, um die Räume für die volle Anzahl der Kardinäle nebst ihren Konklavisten und den in den betreffenden Kirchengeseßen bezeichneten Beamten des Konklave schleunigst herrichten zu können. Unter dem Konklave sind ganz abgeschlossene Räume zu verstehen, in denen die Kardinäle sich während der Wahl aufhalten. In dem Konklave, aus welchem Joachim Pecci als Leo XIII. hervorging, waren sechzig Kardinäle gegenwärtig. Am Dienstag, den  $\frac{19.}{7}$  Februar, in aller Frühe begann im Vatikan die ernste Vorbereitung auf den folgeschweren Wahlakt mit Andacht, Gebet und stiller Sammlung. Man sprach allenthalben von drei Eigenschaften, die der zu wählende Papst haben müsse, nämlich: gründliche Kenntnisse in der hl. Theologie, tadellosen, heiligen Lebenswandel, italienische Abkunft — jene Liebe zu diesem Lande, die nie über dem Vaterlande die Rechte und die Grundsätze der Kirche vergißt.

Gegen zehn Uhr morgens hört man in allen Gängen vor den Wohnungen der Kardinäle den lauten Ruf des Ceremonienmeisters: „In capellam, Domini!“ = „In die Kapelle, meine Herrn!“ Als bald sieht man die Eminenzen (so lautet der Titel der Kardinäle) auf dem Wege zur Sixtina (Namen der Kapelle.) Jeder besteigt seinen Thron. Kardinal-Kamer-

lengo Pecci hat den Thron № 9. Um zehn Uhr tritt der Kardinal-Defkan an den Altar und liest die Messe vom hl. Geiste, hält darauf eine kurze Ansprache, und nun beginnt die Wahl.

Drei Kardinäle werden zunächst als Skrutatoren gewählt. Ihre Aufgabe ist, jeden Wahlzettel genau zu prüfen. Diese Zettel müssen in besonderer Weise gefaltet und mit einem unbekanntem Siegel verschlossen sein. Jeder Kardinal schreibt darauf den Namen desjenigen, den er zum Papste wählen will. Sind die Stimmzettel gefertigt, so tritt jeder Kardinal an den Altar, legt den seinigen auf einen mit dem Bilde des hl. Geistes gezierten Goldteller, indem er mit lauter Stimme Christum den Herrn zum Zeugen anruft, daß er diejenige Person wähle, welche nach seiner Überzeugung vor Gott gewählt werden soll. Von den drei nebeneinander stehenden Kardinälen überreicht der erste den Zettel dem zweiten, der zweite dem dritten, letzterer legt ihn in den als Wahlurne dienenden Kelch. Sobald alle Stimmzettel abgegeben sind, treten die drei Kardinal-Skrutatoren zum Altare. Der erste bedeckt den Kelch mit der Patene und schütelt ihn; der zweite zählt einen Stimmzettel nach dem anderen in einen zweiten Kelch, um genau die Zahl der Stimmen festzustellen. Dieser Kelch wird sodann mit den Stimmzetteln auf einen unmittelbar vor den Augen aller Kardinäle aufgestellten, mit Purpurtuch überzogenen Tisch gestellt, so daß jeder der Wähler den weiteren Verlauf des Wahlergebnisses bis ins kleinste beobachten kann.

Damit aber jeder Irrtum, jede Möglichkeit eines Formfehlers unbedingt ausgeschlossen sei, nimmt der erste der Skrutatoren die Zettel der Reihe nach, liest laut den Namen des Erwählten, reicht den Zettel dem zweiten Skrutator, der ebenfalls laut den Namen liest, und dieser dem dritten, der dasselbe thut, so daß der Name eines jeden Erwählten dreimal laut verkündigt wird, und jeder Wähler auf der ihm vorliegenden Liste der Abstimmenden den Vermerk der Wahl eintragen kann.

Bei der ersten Abstimmung am Morgen den  $\frac{19}{7}$  Februar befanden sich in der Urne 60 Stimmzettel. Es hatte sich jedoch ein kleiner Formfehler an den Siegeln eines Stimmzettels eingeschlichen, der die Veranlassung bot zu einer längeren Auseinandersetzung über die Gültigkeit der Wahl. Das Wahlkollegium entschloß sich schließlich, die erste Abstimmung nur als eine Probe zu betrachten, um zugleich den Kandidaten kennen zu lernen, auf den sich die meisten Stimmen vereinigt hatten, und dieser war Joachim Pecci; für ihn waren 19 Stimmen.

Man sah ihm deutlich an, wie er, je öfter er seinen Namen rufen hörte, um so mehr bestürzt und unruhig wurde. Gegen halb vier Uhr nachmittags ertönt wiederum die Stimme: „In die Kapelle, meine Herrn!“ Es gilt die zweite Abstimmung.

Dieselbe wird eingeleitet durch den Hymnus „Komm, Schöpfer, hl. Geist!“ Dann beginnt die Abstimmung. Als bei der Verkündigung des Resultates

N<sup>o</sup> 18.

der Name Pecci immer wiederkehrt, sucht Kardinal Pecci mit äußerster Anstrengung seine Haltung noch zu behaupten. Bergänglich. Kardinal Donnet, der dicht neben ihm seinen Thron hatte, schrieb folgende Zeilen nieder: „Ich bemerkte, daß Kardinal Pecci, je sichtbarer alles auf ihn deutete, daß er der Nachfolger Pius IX. werden, sich nicht mehr zu beherrschen vermochte. Große Thränen rollten über seine Wangen, seine Hand zitterte so heftig, daß die Feder, welche sie hielt, zu Boden fiel. Ich hob dieselbe auf und überreichte sie ihm mit den Worten: „Mut! Es handelt sich nicht um Ihre Person; die Kirche und die Zukunft der Welt stehen in Frage.“ Er erwiderte nichts, sondern erhob seinen Blick zum Himmel, um die Hilfe Gottes anzuflehen.“

Die Abstimmung hatte für Pecci 34, für Bilio 9 Stimmen ergeben; die übrigen 17 Stimmen waren zerplittert; es war klar, daß fortan die Entscheidung zwischen beiden schwankte. Nach Schluß der Sitzung wurde der eben angekommene Kardinal von Lissabon ins Konklave eingeführt. Die Kardinäle waren es sich bewußt, daß der morgige Tag die Entscheidung bringen werde, und der Kardinal Simeoni gab Befehl, noch während der Nacht die vom verstorbenen Papste bewohnten Gemächer für den neuen Papst in Ordnung zu bringen. Bevor das Kollegium am Mittwoch morgen  $\frac{20}{8}$  Februar in die dritte Stimmung eintrat, einigte man sich über die Art und Weise, wie die öffentliche Verkündigung der Papstwahl

stattfinden solle, sobald die Zweidrittel-Mehrheit erzielt sei. Während der Abstimmung steigerte sich die Unruhe und Bestürzung des Kardinals Pecci so, daß die ihm zunächst sitzenden Kardinäle tief besorgt für ihn wurden. Er wollte sogar das Kollegium bitten, ihn nicht zu wählen, unterließ es jedoch auf die Vorstellung des Kardinals Bartolini.

Die Stimmenzählung nimmt ihren Fortgang. Als die Ziffer der Stimme die Zweidrittel-Mehrheit für Pecci erreicht, dann die Zahl 44 übersteigt, sind aller Blicke auf den neunten Thron gerichtet. Kardinal Pecci sitzt da, stumm, bleich, mit geschlossenen Augen, gleichsam als wäre sein Geist weg von dem, was in diesem Augenblicke um ihn herum vorgeht. In lautloser Stille richtet der Kardinal-Dekan an Pecci die Frage: „Nimmst Du die kanonisch vollzogene und auf dich gefallene Wahl zum Oberhaupte der katholischen Kirche an?“ Der Gefragte richtet seinen Blick in kurzem Gebet gegen Himmel und spricht dann das entscheidende Wort: „Ich bin nicht würdig, das Amt zu übernehmen; allein im Gehorsam gegen das hl. Kollegium erkenne ich in Ihrer Stimme Gottes Stimme.“ Daraufhin beugt der Kardinal-Dekan vor ihm das Knie, und der Ceremonienmeister gibt durch Händeklatschen den Kardinälen ein Zeichen, die ihren neuen König und Papst umringen und ihm huldigen. Der Kardinal-Dekan richtet an den Erwählten die zweite Frage: „Mit welchem Namen willst Du genannt werden?“ Die Antwort lautet: „Mit dem Namen Leo

XIII. "Nach vollzogener Huldigung von seiten der Kardinäle wird die Wahl von dem ältesten Kardinal-Diakon Caterini dem Volke verkündigt mit den Worten: „Ich verkündige euch eine große Freude. Wir haben einen Papst, den höchst erlauchten und höchst ehrwürdigen Herrn Joachim Pecci, Kardinal-Priester zum hl. Chrysogonus,

der sich den Namen Leo XIII. beigelegt hat." Jetzt werden die Glocken von St. Peter geläutet. Wie im Fluge fallen alle Kirchenglocken der Stadt in das Geläute ein. Tausendstimmig erschallt der Ruf: „Wir haben einen Papst!" Der Jubel des katholischen Erdkreises war unbeschreiblich. Der Herr erhalte Leo XIII.!

## Die wirtschaftlichen Mißstände der deutschen Bauern an der Wolga.

Von Joseph Keßler.

Magister der Theologie und Pfarrer in Sulz.

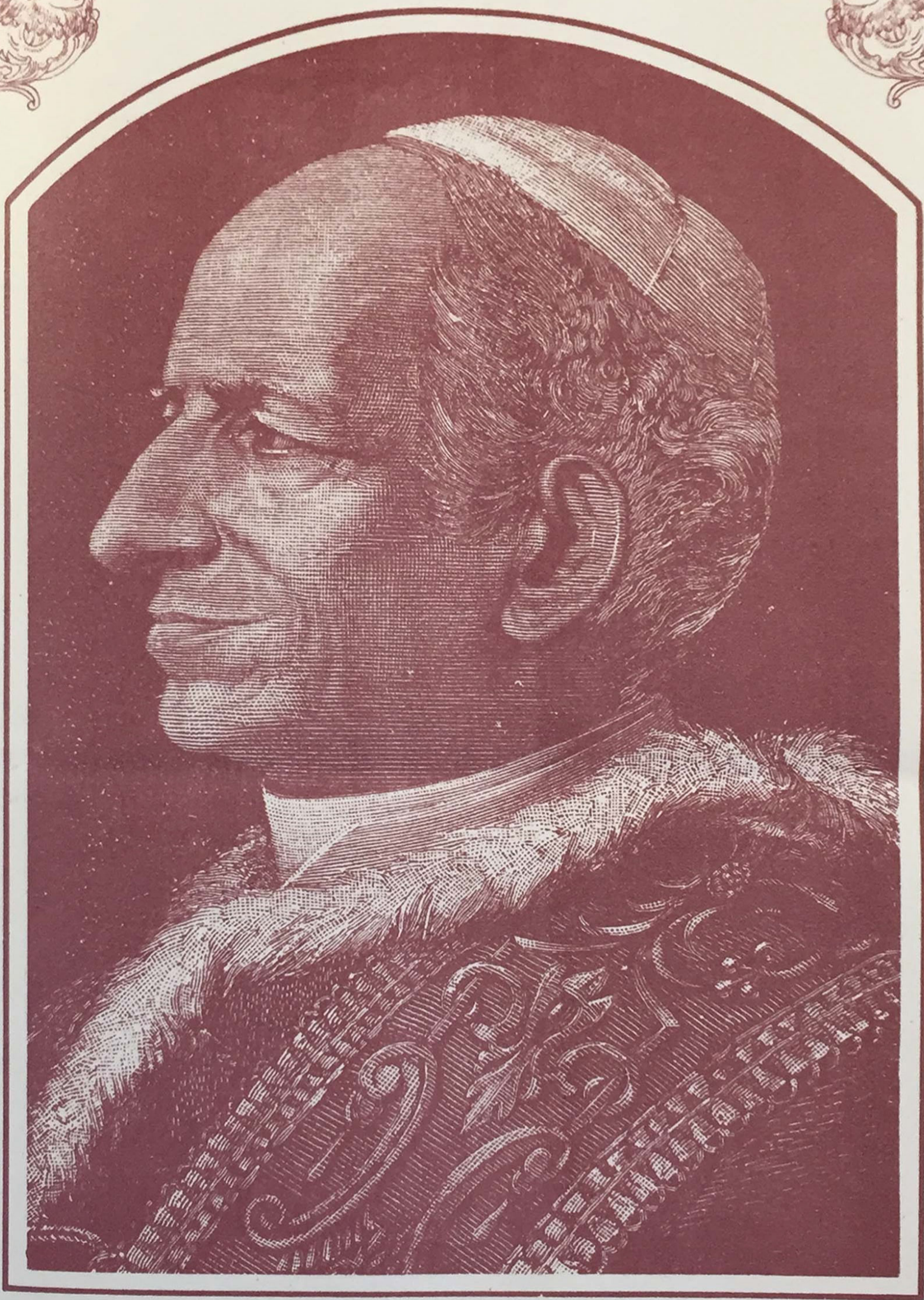
I.

Wem der Schöpfer Augen gegeben hat zu sehen, eine denkende Vernunft und ein fühlend' Herz, dem dürfte die traurige wirtschaftliche Lage der deutschen Bewohner des Wolgagebietes nicht entgangen sein, es sei denn, er habe weniger Aufmerksamkeit für die Not und das Elend seiner unglücklichen Mitmenschen, als jener Priester und Levit des Evangeliums, die den Halbtoten an der Landstraße wenigstens liegen sahen, obwohl sie sich nicht weiter um ihn kümmerten. Es fehlte zwar nicht an solchen, welche den wirtschaftlichen Wohlstand der Kolonisten an der Wolga in den Spalten der Zeitungen des In- und Auslandes mit Lobsprüchen überhäufsten. Noch nicht gar lange brachte die „Odessauer Zeitung" eine ganze Lobrede auf den blühenden Zustand der deutschen Wolgagadörfer. Das muß uns um so mehr wundernehmen, je mehr es allgemein

bekannt ist, wie sehr in den letzten Jahrzehnten der Wohlstand der Kolonisten zerrüttet wurde. Doch das waren Reisende, denen der kurze Aufenthalt nicht die Möglichkeit gewährte, die Mißstände kennen zu lernen. Unschwer aber ist es dem länger Beobachtenden, ganz unmöglich ist die Unkenntnis der Trauer und Mitleid erregenden Lage dem denkenden Einwohner.

Als die deutschen Bauern an der Wolga nach ihrer Ansiedlung sich mit dem Klima bekannt gemacht, den neuheimatlichen Boden bebauen gelernt hatten, belohnte die junge Natur ihre Arbeit mit hundertsältiger Frucht. Mißwachs, große Trockenheit oder Überflüsse waren ihnen unbekannte Dinge. Man war guten Mutes, lebte sorglos in den Tag hinein, wägend, es könne nicht anders werden, nie könne es ihnen an Land, fruchtbarem Regen, Gedeihen der Früchte und





Papst Leo XIII.



reichlichen Ernten fehlen. Aber man täuschte sich gewaltig. Mit den sechziger Jahren machte sich im Klima eine große Veränderung zum Schlechteren bemerkbar, welche die bestehende Wirtschaft, die ohnehin nicht auf festen Grundlagen ruhte, mit gänzlichem Untergang bedrohte. An Stelle des häufigen, fruchtbaren Regens trat jetzt eine nie dagewesene Dürre. Heftige Glutwinde fingen an von Osten nach Westen über das Land zu streichen und jedes Gedeihen der Erde unmöglich zu machen. Oft zeigte sich monatelang kein Wölkchen am Himmel, der sein früheres, heiteres Blau für immer mit einem Rauch ähnlichen Grau vertauscht zu haben schien, während der ehemals so häufige Schnee jetzt nicht einmal das in der Erde geborgene Roggenkorn vor dem Erfrieren zu schützen vermochte. Schon im Frühling fehlte dem Boden die befruchtende Feuchtigkeit. Daher Unfruchtbarkeit und gänzlicher Mißwachs. Die Jahre siebenzig und zweiundsiebzig brachten Mißernten, denen wieder einige Jahre der Fruchtbarkeit folgten, welche in den Jahren 1878 und 1879 mit gänzlichem Mißwachs wechselten. Unterdessen richteten Seuchen unter Menschen und Vieh große Verheerungen an. Nun begann eine Reihe von Mißernten, die sieben Jahre lang dauerten und an die sieben unfruchtbaren Jahre Ägyptens erinnerten. Die sieben mageren Kühe hatten mehr als sieben fette aufgefressen. Der Himmel, die Erde, Seuchen, wie Cholera und Typhus, Hungersnot schienen sich zur Vernichtung der armen Bewohner verschworen zu haben. Die

Wirtschaft war größtenteils zu Grunde gerichtet. Wohlhabende Wirte waren, wie der hochwürdigste Diözesanhirt in seinem Aufruf um Hilfe für die Unglücklichen schreibt, zu Bettlern geworden. Ganze Dörfer verödeten, da sich das Volk in die Städte flüchtete, um durch Arbeit das arme Leben zu fristen. Das Land ward größtenteils um einen Spottpreis auf zehn und mehr Jahre an kleine Kapitalisten verpachtet, der geringe Eigenbesitz um einen niedrigen Wert veräußert, aller Erlös aber verzehrt, und immer noch wollte die strafende Hand Gottes nicht ruhen. Erst das Jahr 1892 brachte eine fruchtbare Ernte, aber nur für jene, welche ihr noch übriges Land bebauen konnten, wozu der größere Teil der Bevölkerung unfähig geworden war. In Anbetracht dieser schrecklichen Lage stellte manch denkender Geist an sich die Frage: warum diese großen Strafen Gottes? Warum diese schreckliche Armut und Not? Die gegenwärtige Abhandlung ist ein Versuch, auf dieses in der Geschichte der göttlichen Strafgerichte so seltene Beispiel eine Antwort zu geben. Wir werden sie in der eigentümlichen Wirtschaft und Lebensweise der deutschen Kolonisten finden, welche jene wirtschaftlichen Untugenden im Gefolge haben, die einer gediegenen Wirtschaft, einem zeitlichen Fortschritt und einem wahren christlichen Leben sehr hinderlich im Wege stehen.

„Not lehrt beten,“ sagt das Sprichwort; ebenso kann man füglich sagen: Not lehrt denken und sorgen. Als die deutschen Bewohner diesseits und jen-

seits der Wolga noch nicht die drückende Last der Noth fühlen gelernt hatten, dachte wohl niemand an eine Verbesserung oder Hebung des herrschenden Wirtschaftssystems. Der wirtschaftliche Fortschritt war nie ein Gegenstand des Sprechens und der Unterhaltung. Nachdem aber beständige Mißernten die ohnehin nicht beneidenswerte, wirtschaftliche Lage in ihren Grundlagen erschütterten, fing man an, auf geeignete Mittel zu sinnen, die Wirtschaft zu heben und auf einen besseren Fuß zu setzen. Allenthalben ließen sich Stimmen vernehmen, welche den Bankrottismus der Landwirtschaft den vielen gänzlichen Mißernten der letzten Jahrzehnte zuschrieben. Im Jahre 1891 schickte die Regierung selbst einen Abgeordneten aus Petersburg in das Saratowische und das Samarische Gouvernement, um die Ursachen zu erforschen, welche den Verfall der Wirtschaft herbeigeführt hatten.

Nicht wenige glaubten den Gemeinbesitz der Ländereien als einzige und vollgültige Ursache des wirtschaftlichen Mißstandes bezeichnen zu müssen. Zwar haben die Mißernten der letzten Jahre viel zum gänzlichen Verfall der Wirtschaft beigetragen, sind aber nicht die Hauptursachen desselben. Obwohl die Bauern bis zu den sechziger Jahren fast keine einzige Mißernte erlebt hatten, konnten sie es dennoch trotz aller Begünstigung des Klimas, des Bodens und des Staates zu keinem beträchtlichen Wohlstand bringen. Auch die Ansicht, als sei die traurige Lage durch den Länderkommunismus der Gemeinden herbeige-

führt worden, dürfte nicht weniger das Richtige getroffen haben.<sup>1)</sup> Der Gemeinbesitz des Bodens sollte den Wirten nur die Möglichkeit bieten, es mit der Zeit zum Ankauf von Eigenländereien zu bringen wie man das im Süden gethan hat. Wir unsererseits tragen daher kein Bedenken, dieselben Ansichten unsere Zustimmung zu versagen, wollen aber nicht in Abrede stellen, daß letztere auf den ersten Blick viel Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint. Daher hat es auch bisher nicht an Bestrebungen gefehlt, den Gemeinbesitz zum Sonderbesitz zu machen, d. h. den gemeinschaftlichen Grundbesitz an die einzelnen Gemeindeglieder ein für allemal zu verteilen, und diese Verteilung durch das Ministerium der Landwirtschaft bestätigen zu lassen, oder nötigenfalls das Ministerium selbst um eine Teilung zu bitten. Allein diese Bestrebungen stießen schon in den Versammlungen der Gemeinden auf unüberwindliche Hindernisse, so daß die Sache in ihrem Fortgang nicht bis an das Ministerium gelangen konnte.

Nach unserem Dafürhalten ist die Teilung des Bodens in Sonderbesitz für die Wirtschaft nur dann von praktischem Wert, wenn der Besitzer zwar das Recht der Nutznießung, nicht aber das Recht der Veräußerung erhält, denn nur dann ist der Bauer vor gänzlicher Verarmung gesichert.

<sup>1)</sup> Hiemit wollen wir nicht sagen, daß die Ländergemeinschaft nicht zum Verfall der Wirtschaft beigetragen hat, denn eine bekannte Thatsache ist es, daß bei der häufigen Umtheilung des Landes, welche die Ländergemeinschaft mit sich bringt, der Acker nicht gut gepflegt wird, weil man ihn ja doch durch die nächste Umtheilung verlieren wird. N. d. Verfassers.

Wäre der Landwirt vollständiger Eigentümer seines ganzen Grundbesizes, d. h. hätte er das Recht denselben an andere zu verkaufen, so würde es bald nicht an solchen fehlen, welche, nachdem sie ihr Grundstück verkauft, den Erlös aber verzehrt oder durchgebracht hätten, sich mit Frau und Kinder an den Bettelstab bringen und der Gesellschaft noch zu größerer Last fallen würden als zuvor. Sein eigenes, seiner Familie und der Gesellschaft Wohl verlangt es also, daß der Bauer nicht seinen ganzen Acker veräußere, denn ein Bauer ohne Land, sagt das Sprichwort, ist ein Mensch ohne Hand; die Welt würde bald mit Landlosen angefüllt werden. Andererseits wäre zwar den fleißigen und strebsamen Wirten damit die Möglichkeit geboten, ihren erblichen Grundbesitz zu vergrößern und in der Nähe ihres Wohnortes sich ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, allein diese Möglichkeit ist ihnen auch ohnehin geboten. Gibt es doch in nicht gar zu weiter Ferne unseres großmächtigen Reiches Ländereien genug, die um ganz geringen Preis angekauft werden können. Die Bauern dürften nur ihre wahrhaft sinnlose Anhänglichkeit an ihren Geburtsort, von dem sich niemand um jeden Preis trennen will, opfern, und die Trennung vom Vaterhause, mit dem sie ganz verwachsen sind, nicht scheuen, unübersehbare Steppen am Ural und in Sibirien würden sich ihnen bald aufthun, die sie durch Fleiß, Streben

und Umsicht sich bald zu eigen machen könnten. So aber ziehen sie es vor, mit den vielen Familien der Brüder unter der Oberhoheit des Vaters sorglos zu wirtschaften und zu Grunde zu gehen, als sich draußen einen kleinen Eigenbesitz zu erwerben und eigenen Herd zu gründen. Den strebsamen, fleißigen und umsichtigen Bauern ist also auch ungeachtet des gemeinsamen Grundbesizes der Erwerb von erblichen Eigenländereien ermöglicht; Fleiß kann demnach auch hier zum wirklichen Wohlstand gelangen. Gott hat so viele Schätze in die Erde gelegt, daß ein jeder reichlich von ihr beschenkt wird, der mit Umsicht und Fleiß sie bebaut. Nicht die Verteilung des Grundbesizes auf immer an die Gemeindemitglieder ist sonach das Mittel, um dem Verfall der Wirtschaft zuvorzukommen, sondern wir tragen kein Bedenken, es zum Nutzen der Gesellschaft auszusprechen — das gemeinsame Wirtschaftssystem, wir wollen damit sagen das „Zusammenwirtschaften“ und „Zusammenleben“ der Söhne unter der Oberherrlichkeit des Vaters oder, wie man diese Art der Wirtschaft füglich nennen kann — der Familienkommunismus. Von der Gemeinschädlichkeit dieser ganz eigenartigen Einrichtung, welche nur unter den deutschen Bauern der Wolga besteht, werden wir uns im Laufe dieser Abhandlung zu überzeugen suchen. —

(Fortsetzung folgt.)



## K o r r e s p o n d e n z.

**Roschdestwenskoje.** (Landschaft Kuban.)  
 Den 14. Dezember am 3. Adventssonntag war hier der Einzug unsers neuen Seelsorgers, des Priesters Alois Schönfeld. Obgleich von ihm durch eine Depesche benachrichtigt, verspäteten wir doch die bestimmte Zeit, und der Hochwürdige Herr kam durch seine Ankunft unserem Empfang zuvor. Es war erst halb fünf Uhr morgens. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich im ganzen Dorfe die Nachricht, der neue Vater sei angekommen, und schon huschte auch das eine oder andere neugierige Weiblein wie durch Zufall am Pastoratsfenster vorbei, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Nach dem Zusammenläuten und nachdem der Rosenkranz in der Kirche gebetet war, begaben sich die Leute zum Pfarrhause, um ihren neuen Geistlichen mit Prozession abzuholen. Weil die Gemeinde seit bereits sechs Monaten ohne Priester war, so ist die Freude der Pfarrkinder leicht begreiflich, die sie durch ein weithinschallendes „Großer Gott, wir loben dich“ äußerten. Der Hochw. Herr bekannte später, schon lange keinen solchen Gesang mehr gehört zu haben. Am Altare angekommen, stimmte der neue Vater das „Veni Creator“ an, welches von der ganzen Gemeinde mit ebenso großer Begeisterung fortgesetzt wurde. Darauf wurde das Sonntagsevangelium verlesen, und damit war auch der Augenblick gekommen, wo die Neugierde der Zuhörer befriedigt werden sollte; denn die erste Predigt eines neuen Geistlichen ist ja immer interessant. Der Redner sprach davon, wie er durch Gottes Fügung und auf Befehl des Bischofs sein schweres Amt antreten müsse. Er teilte uns die Vorsätze mit, die er schon bei seiner Priesterweihe gefaßt und bei seiner jetzigen Bestimmung erneuert habe. Er wies darauf hin, daß er

uns ein guter Seelsorger sein, und wie er uns die Gnadenschätze der Erlösung zuwenden wolle: 1) durch sein tägliches Breviergebet und durch fromme Darbringung des heil. Messopfers; 2) durch die Spendung der hl. Sakramente, und besonders der hl. Kommunion und des Bußsakramentes, wobei er sich den Heiland selber zum Muster nehme; 3) durch Verkündigung des Wortes Gottes an Kinder und Erwachsene. „Ich werde euch dasselbe predigen, was der liebe Jesus seinen Zuhörern gepredigt hat. Ich werde euch unterrichten in der Glaubenslehre, in dem, was ihr glauben müßt, und in der Sittenlehre, in dem, was ihr zu thun und zu meiden habt. Ich werde zu euch reden als Bruder, als Freund und als Vater. Deshalb werde ich nachsichtig sein mit euern Schwachheiten und euch in aller Liebe belehren und ermahnen, werde aber auch mit der Freimütigkeit eines hl. Johannes einem gottlosen Herodes gegenüber auftreten. Immer aber werde ich so predigen, daß ihr mich leicht verstehen könnt: nicht zu herrschäftlich und in einer hohen Sprache, sondern einfach, so daß auch das kleinste Kind einen Nutzen davon haben kann.“ Schließlich richtete Redner an alle die Bitte, seiner in ihrem täglichen Gebete zu gedenken, da er seiner Schwachheit zu sehr bewußt sei, als daß er die Notwendigkeit des Beistandes Gottes nicht fühlte. „Besonders angenehm wäre es mir, wenn mich die Kleinen in ihrem Gebet nicht vergessen würden, und in meinen Sorgen wäre es mir der schönste Trost, wenn ich denken könnte: „Jetzt nimmt der Vater oder die Mutter ihre Kinderchen zusammen und läßt sie auch ein „Vater unser für ihren Vater beten!“ Vor Rührung kniete der Hochw. Herr hierauf vor den Tabernakel nieder und sprach unter

Thränen ein lautes Gebet für sich und seine Gemeinde, worin auch besonders der Friede mit sich selbst, der Friede mit den Menschen und der Friede mit Gott betont wurde. Nun wurde das heil. Messopfer für die Koschdestwenskojer Pfarrei dargebracht,

und sowohl dem Celebrant, als auch den Sängern konnte man die feierlichste Stimmung anmerken. Wir wollen hoffen, daß der höchste Hohepriester mit Wohlgefallen auf die vereinigten Bitten seiner Kinder herabschaute.



## Verschiedene Nachrichten.

### a) Inländische.

**Saratow.** Behufs Verbesserung der Gesetzvorlage über die Bauernverordnungen hat das Ministerium den Gouvernementsberatungen auch die Frage vorgelegt, welche Mängel sich vorfinden bei der Hebung der Gemeindegelder. Die Mehrzahl der Beratungen hat vor allem, wie im „Sel. West.“ mitgeteilt wird, darauf hingewiesen, daß die Gemeindegelder auf sehr verschiedene Weise gehoben werden. Mancherorts verteilt man sie auf die Höfe, letztere sind aber, was sowohl die Seelenzahl anbelangt als auch die Größe betrifft, sehr ungleich. Anderwärts fordert man dieselben ein nach der Seelenzahl, ohne Rücksicht auf den Landbesitz, wieder anderswo werden die Arbeitsfähigen besteuert. Daß eine gleichmäßige Einforderung der Gelder unter solchen Umständen nicht möglich sei, ist klar. Daher schlagen die Beratungen vor, es möge durch Gemeindecapriche eine gesetzliche Grundlage, die für mehrere Jahre Geltung habe, geschaffen werden. Nach ihrer Meinung wäre es am richtigsten, wenn unter den Gemeinden in Beziehung zu dem Gebietsamt die Steuer gemäß der zum Ackerbau tauglichen Anzahl von Dessjatinen Land einkassiert werde. In jedem Dorfe für sich allein könnte dann auch noch unbewegliches Vermögen besteuert werden. Ferner erheischt die Verausgabung der Gelder notwendig Verbesse-

rung. Die schreiensten Gemeindebedürfnisse bleiben in der Regel unbefriedigt, da ja die Gelder gewöhnlich nicht in voller Summe einkommen; die Dorf- und Gebietsbeamten aber, um einer etwaigen Rüge von seiten des Landvogts oder des Kreispolizeichefs vorzubeugen, zuerst immer die Kronsabgaben entrichten, und zur Befriedigung der Gemeindebedürfnisse nur ausstehendes Geld in Aussicht steht. Wie dieser Übelstand zu beseitigen sei, darin gehen die Meinungen auseinander. Einige meinen, es sei von jeder einkassierten Summe ein gewisses Prozent für die Gemeindefasse abzurechnen; andere verlangen, daß zuerst immer der Gemeindebedarf ausgeglichen und dann die Kronsabgaben gezahlt werden. Außerdem müsse noch dafür gesorgt werden, daß pünktliche Rechenschaftsberichte über die Verausgabung aller Summen ausgefertigt werden. Was nun die Frage anbelangt, zu welcher Zeit es am besten wäre, die Steuern zu heben, so sprach sich die Mehrzahl dafür aus, daß die Ortsabgaben zugleich mit der Kronsteuer einzufordern seien. Andere jedoch meinten, es sei besser, die Gelder zu verschiedenen Terminen zu entrichten, da es den Bauern stets leichter falle, ratenweise zu zahlen, als alles auf einmal. Endlich betreffs der Frage, wer denn gesetzlich anzuhalten sei, Gemeindesteuer zu zahlen, sind die Beratungen der Meinung, daß alle, wel-

die festen Wohnsitze im Dorfe haben, mit Ausnahme der Geistlichen, der Edelleute und der Staatsbeamten, auch gesetzlich zu verpflichten seien, Steuer zu entrichten. Jedoch finden sich auch solche Meinungen vor, die verlangen, daß alle (auch Edelleute) zum Unterhalt des Kreisamtes und der Landamtspost ihren Teil beizutragen hätten. —

**Nischnij-Nowgorod.** Unlängst wurde beim Notar der Stadt Nischnij-Nowgorod ein Schenkakt vollzogen, wonach der Manufaktur-Rat N. A. Bugrow, der bekannte Inhaber von Dampfmühlen, zum allgemeinen Besten der Bauern des Kreises Semenowka fast alle seine in demselben Kreise befindlichen Landgüter hergab. Der Umfang der geschenkten Landgüter beträgt 5,200 Dessjat., von denen 2000 Dessjat. einen reichen Wald bilden, der reif und tauglich zum Aushauen ist. Die Spezialisten taxieren diese Schenkung nach billigstem Preise auf 200,000 Rbl. Herr Bugrow vermachte dieses Landstück unter folgenden Bedingungen: Die Verwaltung der Güter wird dem Kreis-Landschaftsamte übergeben, welches zu sorgen hat, daß die Wirtschaft regelmäßig geführt, und ein gänzlich Aushauen der Wälder nicht zugelassen werde. Alle Einnahmen vom Verkaufe des Holzes und derg. werden für diejenigen Bauern verwendet, die durch Feuerbrünste verarmt sind, wobei zur Austeilung der Gelder ein Komitee beim Kreis-Landschaftsamte gebildet werden soll, in das auch Vertreter von der Gebietsversammlung aufgenommen werden sollen. Auf solche Weise wird ein Bauernkapital gesammelt, aus dem die ruinierten Bauern im Augenblicke der Not Hilfe erhalten können. Das Kreis-Landschaftsamte beabsichtigt diese ungewöhnlich große Schenkung zur Allerhöchsten Kenntnis zu bringen. Die geschenkten Güter wurden von allen Abgaben befreit, die in die Landschaftskasse eingetragen werden sollten, so brauchen diese Länder von nun an gar keine Steuern zu entrichten.

**Moskau.** In einem Wirtshause auf dem Subjanka-Platze verkaufte der Tatar

Sobitow einem Unbekannten 2 Paletots und eine silberne Uhr für 50 Rbl.; der Käufer wußte aber das Geschäft so hinzudrehen, daß er die Paletots nebst Uhr umsonst hatte und außerdem vom Tataren noch 25 Rbl. dazu bekam. Er gab dem Tataren zuerst 100 Rbl., worauf dieser statt 50 einstweilen nur 25 Rbl. zurückgab, da er nicht mehr bei sich hatte. Dann ließ der Käufer den Tataren die beiden Paletots tragen, bis er sie bei Helfershelfern sicher untergebracht hatte und führte den Verkäufer sodann in das Restaurant der Oberen Handelsreihen, wo er sich von ihm den 100-Rubelschein wieder zurückgeben ließ, um ihn angeblich am Buffett zu wechseln. In einem schönen Augenblicke aber war er verschwunden, und der Tatar schwört noch heute Stein und Bein darauf, daß dies kein Mensch, sondern der lebendige „Schaitan“ (der Teufel) gewesen sei, der ihn an einem Tage um 2 Paletots, 1 Uhr und zudem noch um 25 Rbl. betrogen habe.

**Malin.** (Gouv. Kiew.) Vor kurzem ist in dem Dorfe Malin eine russische Kirche bestohlen worden. Die Sache verhielt sich, wie folgt: Der Dieb blieb während des Abendgottesdienstes im Glockenturm, von wo er später in die Kirche schlich und daselbst 400 Rbl. stahl, darunter gegen zwei Pud Kupfermünzen waren. Als der Wächter die Kirchenthüren offen sah, schlug er Lärm, worauf die Kirche untersucht, und der Diebstahl entdeckt wurde. Die Sache übergab man der Polizei, die ihre Aufgabe auch glänzend erfüllte. Sie fand nämlich einen Spannagel, den der Dieb beim Wirtschaften in der Kirche fallen ließ, und der dann auch als Beweis gegen ihn diente. Der Verdacht fiel auf einen Einwohner des Dorfes Malin, bei dem eine Haussuchung veranstaltet und das Geld wirklich gefunden wurde; aber das Dasein des Geldes allein war noch nicht ein genügender Beweis. Der Polizeibeamte, der die Untersuchung vollzog, erdachte eine recht professionelle List, die auch als Schlüssel zur Aufdeckung des Verbrechens diente. Er verfuhr so. Den in der Kirche vorgefundenen zerbrochenen

Spannnagel legte er ins Vorhaus und, als er auch hier alles untersucht hatte, wies er wie zufällig auf den Bolzen und sagte, sich an den Vater des Diebes wendend; „Man sieht, daß sowohl du, als auch dein Sohn Spitzbuben seid, denn diesen Spannnagel habt ihr wahrscheinlich auch bei irgend jemand gestohlen.“ Der Vater des Diebes begann zu beweisen und zu schwören, daß der Spannnagel ihm gehöre und früher, da er noch ganz war, am Wagen gebraucht wurde. Um sich noch mehr zu überzeugen, versteckte der Polizeibeamte den Spannnagel im Ärmel und forderte den Vater auf, irgend ein besonderes Kennzeichen an demselben anzugeben. Der Vater antwortete, daß auf demselben am Kopfe ein kleiner Einschnitt sich befinde. Als man den Spannnagel betrachtete, fand man wirklich den beschriebenen Einschnitt. Jetzt war es allen Anwesenden klar, daß der Sohn des Hauswirthes der Dieb sei, und es blieb ihm nun nichts mehr übrig, als alles offenerzig zu gestehen.

### b) Ausländische.

**Rom.** Gelegentlich der Feiertage empfing der hl. Vater das Kardinalskollegium, sowie die Bischöfe, Prälaten und den Hofstaat, in deren Namen Kardinal Dreglia die Glückwünsche darbrachte.

Der Papst antwortete mit einer längeren Ansprache über die Bedeutung des Friedens. Der sociale Friede, führte er aus, sei auf der Befolgung der Gesetze und der Beispiele des Erlösers begründet, deren Nichtbeachtung die Ursache der Leiden der gegenwärtigen Generation bilde. „Auch können die Nationen,“ sagte der Heilige Vater, „ihr Gelüste nur zügeln und das Mißtrauen zerstreuen, wenn sie das Gesetz Christi wieder herstellen und dem Rufe der Kirche folgen, welche nicht nur ein religiöses, sondern auch ein weltliches Werk vollbringt, indem sie alle Nationen zur Einheit des Glaubens auffordert.“ Der Papst kam im weiteren Verlaufe seiner Allocution auf Italien zu sprechen und beklagte die durch den Konflikt des Staates mit dem Heiligen Stuhle hervorgerufene Verwicklung, deren Beendigung von den

unparteiischen Geistern gewünscht werde. Denn der Konflikt stehe im Widerspruche mit den Gefühlen und Erinnerungen der Italiener, die ihn in ihrer Mehrheit niemals billigen werden. Es sei schlimm, daß man sie bekämpfe, weil sie einsehen, daß die politische Einheit zu ihrer Wohlfahrt nicht genüge, und weil sie die Unabhängigkeit des Papsttums und die Wiederherstellung seiner Rechte verlangen; noch schlimmer sei es, friedliche Bürger mit Umstürzern gleichzustellen. Es sei eine Verirrung, die italienische Sache mit den Rechten des Papsttums in offenen Konflikt gebracht zu haben. Wann wäre es, schloß der Papst, eines Staates unwürdig gewesen, einzulenken und das Beganzene in gerechter Weise wieder gut zu machen? Der Papst, welcher sich einer vorzüglichen Gesundheit erfreut, hielt die Ansprache mit bewegter Stimme und erteilte den Anwesenden am Schlusse derselben den apostolischen Segen. Die Versammelten zogen hierauf am Throne vorüber; der Heilige Vater richtete an jeden einige wohlwollende Worte.

**Deutschland.** Als Weihnachtsgeschenk hat Kaiser Wilhelm seinen drei ältesten Söhnen Säbel geschenkt, die mit vom Kaiser gewählten Widmungen versehen sind. Der für den Prinzen Citel Fritz bestimmte Säbel trägt die Inschrift „Furchtlos und treu“, den Säbel des Prinzen Adalbert ziert der Spruch: „Zück' grundlos niemals dieses Schwertes Schneide, und ehrlos fehr' es nie in seine Scheide“, während der Spruch auf dem Säbel, welchen der Kaiser dem Kronprinzen geschenkt hat, einer der alten Standarten des kurfürstlichen Regiments Henning von Treßfeld entnommen ist, welche aus der Zeit des Großen Kurfürsten stammen, und dessen Truppen in manchen blutigen Schlachten, namentlich bei Fehrbellin, zum Siege geführt haben. Die Inschrift lautet: „Vertraue Gott, Dich tapfer wehr, darin besteht Dein Ruhm und Ehr'. Denn wer's auf Gott herzhastig wagt, wird nimmer aus dem Feld gejagt.“



**Italien.** Gegenwärtig herrscht fast in ganz Italien eine große Aufregung. Die Erbitterung der ärmeren Klassen hat wegen der großen Hungersnot ihren Höhepunkt erreicht. Es sammeln sich ganze Rotten zusammen und plündern die Getreidemagazine und Läden. Die Händler

sind gezwungen, ihre Buden zu schließen. Trotz der Bemühungen der Polizei, der auch das Militär zur Verfügung steht, ist der Aufruhr noch nicht gedämpft worden. Viele Bäcker stellten wegen der über alle Maßen gestiegenen Mehlpreise den Betrieb ein.

## A l l e r l e i.

— Eine geistvolle Inschrift, die allen Schulen empfohlen werden könnte, da sie Inhalt und Zweck aller Jugendbildung durch die einfache Angabe der vier Zeiten des Verbiums ausdrückt, findet sich an einem böhmischen Gymnasium. Sie lautet: „Präsens Imperfectum — Perfectum Futurum“; das heißt zu deutsch: „Die Gegenwart ist noch unvollendet, erst die Zukunft bringt die Vollendung“.

— Eine recht angenehme Neujahrsüberrraschung wurde dem Subaltern-Beamten des St. Petersburger Bezirksgerichts Jelisarow. Er besaß ein Prämienbillet erster Anleihe der Serie 16,694 Nr. 42, und als er am Morgen des 3. Januar nachschaute, erwies es sich, daß er 75,000 Rbl. gewonnen, über Nacht zum reichen Manne geworden war. Herr Jelisarow, der eine Gage von 30 Rbl. monatlich bezog, reichte sofort sein Abschiedsgesuch ein mit der treffenden Äußerung, er wolle keinem Armeren im Wege stehen, der den Posten nötiger habe, als er.

— Der Magen von Paris. Man berichtet der „Fr. Zeit.“ aus Paris vom 3. d. Mts.: Ein in Statistik arbeitender Reporter hat in den großen Markthallen die Ziffern des Pariser Konsums während der Weihnachtswoche erforscht. An Austern wurden nicht weniger als 2,446,300 Stück, darunter mehr als die Hälfte die wohlfeilsten «Portugaises», verkauft. Der Absatz an Wildpret war gleichfalls sehr bedeutend und erreichte 114,000 Lerchen, 18,000 Wachteln, 6100 Wildenten, 1900 Rehe, 13,000 Fasane, 32,000 Krammetsvögel, 53,000 Hasen, 102,000 Rebhühner, 6900 Perlhühner, 32 Wildschweine, 27,000 Sandhasen. An Geflügel wurden verkauft: 67,000 Hühner, 11,000 Enten, 16,000 Gänse, 82,000 Truthühner, 177,000 Tauben. Getrüffelste und andere Pasteten sind in einer Menge von 3800 Kilogramm nach Paris eingeführt worden und ebenso viel dürfte in Paris hergestellt worden sein. Die Zahl der Kisten mit Weintrauben, Tafeläpfeln, Birnen, Ananas übersteigt viele Tausende! Für Bonbons soll die Kleinigkeit von anderthalb Millionen ausgegeben worden sein. Die Einnah-

men der bekannten Confiseurs betrugen in den letzten Tagen durchschnittlich zwischen 15,000 und 20,000 Francs täglich, die eines ersten Hauses am Sylbestertage 27,000 Francs.

— Aus dem Brautegamen. Pfarrer: „Wie lange bleibt man in der Hölle?“ Bräutigam: „Für mei Lebtag, Herr Vater.“

— Ein gutes Geschäft. „... Du, Huberbauer, ich verkauf' Dir mein Roß. Was giebst D' mir dafür?“ — „A' große Fuhr' Heu!“ — „Ja, was mach' ich denn nachher mit dem Heu, wenn ich kein Roß mehr hab'?“ — „Dessentwegen mach' Dir koane Skrupel. Ich leih' Dir dann das Roß so lang, bis die Fuhr' Heu auf'gefressen is!“ (Fl. Bl.)

## Briefkasten.

**Man-im.** U. Werden folgen. „Die Adresse der Abonnenten aus Georgienthal ist nicht richtig angegeben,“ schreiben Sie. Wir haben dieselbe so gedruckt, wie sie uns zugeschickt wurde und können leider auf eine so allgemeine Angabe hin daran nichts ändern. Bitte um die Expeditionsnummern.

**Mün--hen.** St. In den Adressen für die Herren: Hellbling, Seelinger und Engel ist bloß die Poststation «Мостовое» angegeben. Ist das genügend? —

**Ro--je.** S. Warum wollen Sie Ihren Plan aufgeben? Die Ihnen zur Verfügung stehende Quelle ist sicher doch inhaltsreich.

## Inhalt.

Diözesanverordnungen. — Unsere erste Pflicht — Zwanzig Jahre. — Die wirtschaftlichen Mißstände der deutschen Bauern an der Wolga — Korrespondenz. — Verschiedene Nachrichten: a) inländische, b) ausländische. — Allerlei. —

Redacteur-Herausgeber

J. Kruschinsky.